

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Ausgewählte Werke

J. J. Rousseau

Möbius, Paul J.

Leipzig, 1911

IX. Rousseau, Richter über Jean-Jaques. Gespräche.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-8500

Die Einleitung zu den Gesprächen.

IX.

Rousseau, Richter über Jean-Jaques.

Gespräche.

Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis
Ovid. Trist.

u. mlli

17.6.25

„Wer du auch bist, den der Himmel zum Richter über diese Schrift macht, welchen Gebrauch immer du von ihr machen willst, welche Meinung du von dem Verfasser hegst: dieser unglückliche Verfasser beschwört dich bei deinem fühlenden Herzen und bei der Angst, die er empfunden hat, als er dies schrieb, urtheile nicht, ehe du Alles gelesen. Denke, dass diese Gnade, um die dich ein vom Schmerze gebrochenes Herz bittet, der Himmel von dir fordere als Pflicht der Billigkeit.“

Es folgt ein Abschnitt „über den Gegenstand und die Form dieser Schrift“. „Ich habe es oft ausgesprochen, dass, wenn mir Jemand von einem Anderen das gesagt hätte, was man meinen Zeitgenossen von mir gesagt hat, ich mich gegen ihn anders verhalten hätte, als sie es gegen mich gethan haben“. Diese Versicherung hat Alle kalt gelassen, und Niemand hat gefragt, wie sich Rousseau denn benommen haben würde. Er hat daraus geschlossen, dass die Leute von der Rich-

Die Gespräche.

tigkeit ihres Verhaltens gegen ihn auf das Festeste überzeugt seien. Diese Dinge, die ein für ihn undurchdringliches Geheimniss umgiebt, kann er nicht verstehen und deshalb will er seine Auffassung darlegen. Vielleicht wird ein Wohldenkender ihn aufklären. Möchte sich ein Solcher finden, dann brauchte er von seinen Mitmenschen nicht mehr schlecht zu denken und könnte wieder dem Zuge seines Herzens, sie zu lieben, folgen. Doch hegt er keine Hoffnung mehr.

Zwar ist es ihm nicht schwer geworden, seine Auffassung zu begründen, aber es wollte ihm nicht gelingen, Gründe für die Auffassung der Gegner zu erdenken. Indessen durfte er sich dieser Mühe nicht entziehen. „Doch da ich sah, dass ganz Paris, ganz Frankreich, ganz Europa in Beziehung auf mich mit dem grössten Vertrauen Grundsätze befolgte, die mir ebenso neu wie unbegreiflich vorkamen, konnte ich nicht annehmen, dass diese allgemeine Uebereinstimmung jedes vernünftigen, wenigstens scheinbar vernünftigen Grundes entbehre, dass eine ganze Generation dahin übereinkommen sollte, spasseshalber jeder natürlichen Einsicht zu entsagen, alle Gesetze der Gerechtigkeit, alle Regeln des gesunden Verstandes zu verletzen, ohne Grund, ohne Vortheil, ohne Vorwand, einzig und allein um einer Laune willen, deren Zweck und Anlass ich nicht einmal entdecken könnte“. Aber um ihn herrscht tiefes Schweigen, das ebenso unbegreiflich ist wie das Geheimniss, das es bedeckt, dies Geheimniss, das man ihm seit fünfzehn Jahren mit unaussprechlicher Sorgfalt und unglaublichem Erfolge verbirgt. Jenes furchtbare

Die beiden Redner.

Schweigen hat verhindert, dass er sich auch nur die geringste Aufklärung verschaffen konnte. So musste er sich denn auf seine eigenen Vermuthungen verlassen. Er hat es sich sauer werden lassen; alles nur Denkbare, was sich zu Gunsten der Gegner sagen lässt, hat er angeführt, und wenn trotzdem nichts Triftiges herausgekommen ist, so hat es, der Himmel ist sein Zeuge, nicht an seinem guten Willen gelegen.

Die Form des Gespräches hat er gewählt, weil sie besonders geeignet ist, das Für und Wider darzulegen. Der Sprechenden sind zwei: dem Einen, dem Unparteiischen, hat er seinen Familiennamen beigelegt, während er von sich selbst nur in der dritten Person, als von Jean-Jaques spricht; der Andere, der Vertreter der öffentlichen Meinung, ist „ein Franzose“, und er hat es sich angelegen sein lassen, diesen so verständig und so ehrenwerth wie möglich zu schildern.

Er erkennt an, dass die Gespräche übermässig lang, reich an Wiederholungen und an Abschweifungen sind. Er ist aber nicht im Stande, das Buch, das er mit Widerstreben niedergeschrieben hat, umzuarbeiten. Er hat es versucht, aber der Gedanke an seine Leiden schnürt ihm das Herz zusammen und macht ihm die Ausführung unmöglich.

Was wird aus seiner Schrift werden? Die, die über ihn verfügen, haben von seiner Arbeit Kenntniss gehabt, schon als er sie begann. Wahrscheinlich wird sie in ihre Hände fallen, und dann wird alle seine Mühe verloren sein. Doch wird er bis zum Ende auf die Hilfe des Himmels hoffen.

Die Gespräche.

Das erste Gespräch (Ueber das systematische Verfahren gegen Jean-Jaques, das von der Verwaltung mit allgemeiner Zustimmung eingeschlagen worden ist). Der Franzose hat Rousseau soeben von der Schändlichkeit und den Verbrechen des Jean-Jaques erzählt, und Rousseau ist ausser sich darüber, dass ein solcher Bösewicht Bücher geschrieben haben soll, aus denen die reinste Liebe zur Tugend leuchtet. Der Verfasser des Emil und der neuen Heloise und der Verbrecher Jean-Jaques können nicht dieselbe Person sein. Es ist ausgemacht, dass Jean-Jaques den Devin du village gestohlen hat, es werden daher auch die anderen Schriften ihm mit Unrecht zugeschrieben werden. Trotz der Beredsamkeit, mit der Rousseau diese Ansicht vertritt, bleibt der Franzose bei der Meinung, dass Jean-Jaques die ihm zugeschriebenen Bücher wirklich verfasst habe. Alle Welt wisse das ja, nur wer, wie Rousseau, kein Franzose ist, kann dies Urtheil der öffentlichen Meinung nicht für ausreichend halten. Rousseau habe sich über die wahre Bedeutung jener Bücher getäuscht und verkannt, dass sie in verführerischer Hülle Gift enthalten. Da der Franzose zugesteht, dass er selbst noch keine Zeile des Scheusals gelesen hat, fordert ihn Rousseau auf, die gefährlichen Bücher zu lesen. Mit Widerstreben erklärt sich der Franzose dazu bereit, aber er fordert als Gegenleistung von Rousseau, dass dieser zu Jean-Jaques gehe und sich durch den Augenschein von seiner Niederträchtigkeit überzeuge. Diese Zumuthung weist Rousseau zurück. Wenn ja das Unglück ihn mit dem Verbrecher zu-

Der Plan der Feinde.

sammenführen sollte, so würde er sich darüber nur dadurch trösten können, dass er ihm die heuchlerische Maske abrisse und ihm seine Unthaten auf den Kopf zusagte. Der Franzose erschrickt. Hat Rousseau denn sein heiliges Versprechen vergessen, Jean-Jaques gegenüber das tiefste Stillschweigen zu bewahren, ihn nie ahnen zu lassen, dass man um seine Schändlichkeiten wisse? Er darf, ja er muss die Kunde von Jean-Jaques' Lastern und Verbrechen soviel wie möglich verbreiten, ihn aller Welt als hassenswerth, verächtlich, abscheulich darstellen. Aber dieses gute Werk soll im Geheimen und mit der Miene der Barmherzigkeit ausgeführt werden, und ganz besonders darf Jean-Jaques selbst nichts davon erfahren. Auf des erstaunten Rousseau Bitte hin legt nun der Franzose den ganzen Plan dar, nach dem in Beziehung auf Jean-Jaques verfahren wird.

Die ehemaligen Freunde des Jean-Jaques hatten eingesehen, dass er trotz seiner scheinbaren Schlichtheit und Sanftmuth ein moralisches Ungeheuer ist. Er selbst hatte ihnen freiwillig von einem schweren Unrechte, das er begangen habe, erzählt, und bald hatten sie den Schuft hinter seiner Maske erkannt, indem sie mit grosser Geschicklichkeit, einigem Gelde und allershand Versprechungen die Personen seiner Umgebung erkaufte und von ihnen alle seine Schliche erfuhren. Die edlen Männer kamen in Verlegenheit. Machten sie seine Unthaten bekannt, so zogen sie ihm Strafen zu, die ihr Edelmuth ihm ersparen wollte, und setzten sich selbst dem Tadel der Indiscretion aus. Doch unschäd-

Die Gespräche.

lich musste er gemacht werden, da an Reue bei ihm nicht zu denken war. Sie beschlossen daher, mit grosser Vorsicht zu Werke zu gehen, und ihre Enthüllungen nur unter der Hand zu verbreiten. Die Arbeit seiner allmählichen Entehrung wurde glücklicherweise dadurch sehr erleichtert, dass er durch seinen unbesonnenen Freimuth sich in allen Ständen Feinde gemacht hatte. Alle Stände waren von ihm beleidigt, und deshalb begrüsst Alle die Entdeckung, dass Jean-Jaques ein Heuchler sei, mit Freude. Da Niemand mehr über ihn in Zweifel war, konnte man ihn in scheinbarer Freiheit und Straflosigkeit lassen. Streng überwacht, wie er war, konnte er Keinen mehr verführen und war ausser Stande, seine abscheulichen Pläne zu verwirklichen. Jeder aber, dem die Wahrheit über Jean-Jaques mitgetheilt wurde, musste versprechen, sie seinerseits weiter zu verbreiten, andererseits zu verhüten, dass Jean-Jaques den Stand der Sache erführe. Bisher haben Alle, ohne Unterschied des Ranges, des Alters, des Geschlechtes, des Charakters, in Bewunderung des Edelmuthes und der Klugheit der Führer des Unternehmens, ihre Verpflichtung treulich erfüllt; Rousseau wird nicht der Erste sein, der ihr untreu wird. Als Rousseau erwidert, die Veranstaltungen seien doch nicht ganz zweckmässig, da Jean-Jaques auch jetzt noch gefährlich sei, und sich zu jedem bösen Zwecke leicht Genossen finden, meint der Franzose, das letztere sei hier nicht zu befürchten. Denn Jean-Jaques ist nicht ein gewöhnlicher Bösewicht, sondern ein Ungeheuer, der Abscheu des menschlichen Geschlechts, Niemand

Die Ausführung des Planes.

wird sich ihm verbinden, denn die Guten hassen ihn wegen seiner Thaten, die Bösen wegen seiner Bücher. Ueberdem haben die Führer zu seiner Ueberwachung so vortreffliche Maassnahmen angeordnet, dass er in der That als unschädlich zu betrachten ist. Jedes seiner Worte, jeder seiner Schritte ist ihnen bekannt. Sie wissen alles, er weiss nichts. Er hat mit Niemand eine reelle Verbindung und ist thatsächlich vollständig isolirt. Es ist das erstaunlichste Unternehmen, das je begonnen worden ist, und der volle Erfolg, den es erzielt hat, ist ein glänzendes Zeugniß für das Genie seiner Urheber. Die Meisten, die eifrig an der Ausführung des Planes arbeiten, erkennen dessen Grösse und Schönheit gar nicht. Freilich hat auch die Regierung bereitwillig ihre Unterstützung geboten. Um Jean-Jaques ganz zu entlarven, hat man weder Mühe, noch Zeit, noch Geld geschont. Man hat Boten nach allen Orten gesandt, wo er früher gelebt hat, und man hat alle Die, die er früher gekannt hat, bestochen, und so hat man allmählich alles erfahren, was man wissen wollte. Mehrere, die Jean-Jaques belastende Aussagen gemacht haben, sind deshalb befördert worden. Es ist richtig, dass Jean-Jaques gegenüber die gesetzlichen Formen nicht beobachtet worden sind. Aber was thut das, da seine Verbrechen doch unwiderleglich bewiesen sind? Nur aus Mitleid und Herzensgüte behandelt man ihn so, wie man ihn behandelt. Man thut ihm kein Leid, er kann scheinbar machen, was er will. Es ist wahr, dass man ihn mit Schimpf überschüttet, aber verdient er es nicht? Trotzalledem ist

Die Gespräche.

das Ungeheuer nicht zufrieden. Dass er sich beklagt, das ist der deutlichste Beweis seiner entsetzlichen Undankbarkeit. Wäre er nicht so misstrauisch, er würde ganz zufrieden leben können, denn, um Auseinandersetzungen mit ihm zu vermeiden, haben seine früheren Freunde ganz den alten Ton beibehalten. Man thut so, als ob man ihn ehren wollte, man bietet ihm Geschenke, Feste, Wohnungen an, die Grossen und die Prinzen bezeugen ihm ihre Gunst; warum lässt er sich also nicht täuschen?

Rousseau ist über das Alles sehr erstaunt, doch der Franzose weiss noch mehr mitzutheilen. Sobald Jean-Jaques sich irgendwo niederlässt, was man immer im Voraus weiss, werden die Mauern, die Fussböden, die Schlösser, kurz Alles um ihn her in passender Weise eingerichtet. Man vergisst nicht, ihm geeignete Nachbarn zu geben, geriebene Spione, geschickte Schurken und gefällige Mädchen, die man vorher sorgfältig unterwiesen hat. Natürlich werden seine Briefe alle geöffnet, und die, die ihm Aufschluss über seine Lage geben könnten, werden zurückgehalten. Dagegen lässt man ihm fortwährend andere Briefe zugehen, um aus seinen Antworten seine Absichten zu erfahren. Man hat es verstanden, für ihn aus Paris eine Einöde zu machen, die schrecklicher ist als Höhlen und Wälder. Mitten unter den Menschen findet er weder Verkehr, noch Trost, noch Rath, noch Aufklärung. Es ist ein endloses Labyrinth, in dem man ihn in der Finsterniss nur falsche Wege entdecken lässt, die ihn immer weiter in die Irre führen. Keiner spricht ihn an, der nicht vor-

Alle sind unterrichtet.

her über das, was er sagen, und über den Ton, den er anschlagen soll, unterrichtet worden wäre. Man schreibt sich Alle auf, die ihn zu sehen wünschen, und giebt ihnen vorher ihre Lection. In der Strasse, wo er wohnt, hat man seiner Hausthüre gegenüber einen Bilderladen eingerichtet. Seine Thüre wird in geheimnissvoller Weise verschlossen, und nun müssen Alle, die ihn besuchen wollen, vorher zu dem seine Aufgabe kennenden Nachbar gehen. Wenn Jean-Jaques einen öffentlichen Ort besucht, wird er wie ein Pestkranker angesehen und behandelt: Alles umringt und fixirt ihn, aber ohne ihm nahe zu kommen oder mit ihm zu sprechen, blos um ihn abzusperren. Wenn er selbst dann etwas zu sagen wagt, und man es der Mühe für werth hält, ihm zu antworten, bedient man ihn mit Lügen, oder man umgeht seine Frage mit einem so rohen und verächtlichen Tone, dass er zu Weiterem die Lust verliert. Im Theater bemüht man sich, ihn seiner Umgebung recht zu empfehlen, und setzt stets einen Wächter oder einen Polizeimann neben ihn, wodurch genug gesagt wird. Man hat ihn überall bezeichnet und Allen kenntlich gemacht, den Packträgern, den Ladendienern, den Wächtern, den Spitzeln, den Savoyarden, den Barbieren, den Kaufleuten, den Hausirern, den Buchhändlern, in allen Schauspielhäusern, in allen Cafés. Wenn er ein Buch haben will, einen Kalender, einen Roman, das giebt es in ganz Paris nicht. Den Wunsch nach irgend einer Sache auszusprechen, ist für ihn das sicherste Mittel, sie verschwinden zu lassen. Als er nach Paris kam, suchte

Die Gespräche.

er zwölf italienische Liedchen, die er vor zwanzig Jahren hatte stechen lassen: das Heft, die Platten, alles war verschwunden, nie hat er ein einziges Stück auftreiben können. Man hat es durch allerhand kleine Mittel dahin gebracht, dass er in der ungeheueren Stadt un-aufhörlich von der Bevölkerung, die ihn mit Schrecken sieht, beobachtet wird. Will er über den Fluss setzen, so wird man nicht fahren, und wenn er auch die Fähre allein bezahlt. Will er sich die Schuhe putzen lassen, so werden ihm die Schuhputzer, besonders die vom Temple und vom Palais-Royal, verächtlich den Dienst verweigern. Geht er in die Tuileries oder in das Hotel Luxemburg, so haben Die, die am Eingange gedruckte Karten vertheilen, Befehl, ihn in der beleidigendsten Weise zu übergehen, oder sie ihm rundweg abzuschlagen, nur um ihn bemerklich und verächtlich zu machen. Einer der reizendsten Einfälle ist der Gebrauch, den man von der alten Sitte, jährlich einen Schweizer aus Stroh zu verbrennen, mit Beziehung auf Jean-Jaques gemacht hat. Man hätte dieses alte rohe Volksfest längst unterdrückt, wenn nicht „unsere Herren“ [nos messieurs, stehender Ausdruck für die Leiter des Complots] darauf verfallen wären, den Strohmann nach Gestalt und Kleidung dem Jean-Jaques ähnlich zu machen. Man zieht dann mit der Puppe, der man ein glänzendes Messer in die Hand gesteckt hat, durch die Strassen; vor Jean-Jaques' Fenstern wird angehalten, die Puppe wird hin- und hergedreht, und mitleidige Ausleger streuen Andeutungen aus, damit das Volk verstehe, um was es sich handelt, und Jean-

Allerlei Listen.

Jaques in effigie verbrenne in Erwartung eines Besseren. Sogar Bettler sollen ihm sein Almosen vor die Füße geworfen haben. Sehr geistreich verfährt man, um zu entdecken, ob er nicht etwa doch noch Vertraute habe, die in das Complot nicht eingeweiht sind. Man lässt ihm Briefe schreiben, in denen die Absender ihn um Rath und Hilfe bitten. Er antwortet, tröstet, und empfiehlt die angeblich Nothleidenden an die Personen, zu denen er Vertrauen hat. Auf diese Art lernt man die letzteren kennen und kann sie nun leicht bekehren. Eine Menge Leute hat man so ausfindig gemacht, die sich noch von ihm täuschen liessen, und denen er dann auf geschickte Weise ebenso hassenswerth gemacht wurde, wie er ihnen vorher theuer gewesen war. Freilich in der letzten Zeit schlägt das Mittel nicht mehr an, denn er verwendet sich für Leute, die er nicht kennt, nicht mehr, ja er antwortet ihnen gar nicht. Doch bietet dies den Vortheil, dass man zeigen kann, wie unempfindlich und hartherzig er ist. Man will ihn sättigen mit dem Brote der Ehrlosigkeit und mit dem Becher der Schmach. Durch spöttische Ehrenweisungen sucht man ihn zu verhöhnen. So bot man ihm in Amiens den Ehrenwein an, so liess man in London die Tambours der Garde vor seiner Thüre schlagen, so liess der Prinz Conti ihm in Trye durch seine Musik ein Morgenständchen bringen. Um zu verhindern, dass er neue Schlechtigkeiten in die Welt bringe, musste man sich auch der Buchhändler versichern, mit denen er früher zu thun gehabt hat. Einen von ihnen hat man lange Zeit unter anderen Vorwänden

Die Gespräche.

in der Bastille festgehalten, um ihm gründlich die gegen Jean-Jaques nöthigen Maassregeln einzutrichtern. Als man Jean-Jaques in den Dauphiné geführt hatte, entzog man ihm, um ihn am Schriftstellern zu hindern, die Tinte und liess ihm nur schwachgefärbtes Wasser, das nach kurzer Zeit ganz farblos wurde. Nichtsdestoweniger ist es dem Schelme gelungen, seine Memoiren zu schreiben, die er seine Bekenntnisse nennt, und die besser seine Lügen genannt werden, und zwar mittels chinesischer Tusche, an die man nicht gedacht hatte. Kann man ihm nicht das Schreiben verbieten, so sorgt man doch dafür, dass sein Gift nicht unter die Leute kommt. Nicht zwei Zeilen kann er schreiben, ohne dass sie sofort in die Hände seiner Wächter fielen. Auch von seinen Gesprächen geht nichts verloren. Man macht ihn redselig, indem man ihm falsche Neuigkeiten mittheilt, oder ihm dreist widerspricht, oder ihm in allem zustimmt. Alle Aeusserungen, die er entzwischen lässt, werden aufgeschrieben, und man gestaltet sie kaltblütig nach Bedarf um. In der Provinz bekam er überhaupt keine Zeitung zu lesen. In Paris geht das nicht wohl an, aber man sorgt dafür, dass er keine sieht, aus der er eine Aufklärung über seine Lage erhalten könnte, oder in der „unsere Herren“ über ihn sprechen. Will er etwas wissen, niemand weiss davon. Fragt er nach jemand, niemand kennt ihn. Damit er sich den Wohlthaten, die er nicht mag, nicht entziehen könne, bewirkt man, dass er für sein Geld mehr oder bessere Waare erhält, als man nach dem Marktpreise bekommt. So erhält er gegen seinen Willen öffentlich

Die Ungerechtigkeit des Verfahrens.

Almosen, und das hat ihn besonders gekränkt und erniedrigt.

Je länger der Franzose das Jean-Jaques gegenüber befolgte Verfahren schildert und rühmt, um so verdächtiger wird Rousseau die ganze Sache. Er zeigt, dass die unedle Handlungsweise der Herren nicht recht zu ihrer angeblichen Grossmuth und Milde stimmt, und er weist auf alles das hin, was einem Redlichen und Unbefangenen an dem barbarischen Processe auffallen muss. Jean-Jaques hat sich vierzig Jahre lang allgemeiner Achtung erfreut, soll er denn plötzlich ein Bösewicht, Verräther, Giftmischer geworden sein, oder hat er vierzig Jahre lang alle Welt zu täuschen gewusst? Beides ist nicht recht wahrscheinlich. Als der Franzose zugesteht, dass man nie irgend ein Geständniss von Jean-Jaques erlangt hat, athmet Rousseau auf. Vielleicht ist Jean-Jaques doch unschuldig. Mit Kraft und Feuer setzt Rousseau auseinander, dass es unter keinen Umständen gestattet ist, auch dann nicht, wenn der Verdacht erwiesen zu sein scheint, einen Angeklagten ohne Verhör zu verurtheilen, dass die Verletzung dieser Regel die schwerste Ungerechtigkeit ist und geradezu die gesellschaftliche Ordnung bedroht. Zum ersten Male, seitdem die Welt besteht, hat man so unbedenklich und öffentlich das erste und heiligste Rechtsgebot verletzt, ohne das kein Unschuldiger sicher ist, indem man Jean-Jaques nicht nur ohne Verhör verurtheilte, sondern auch ihm, dem Fremden, Schutz- und Heimathlosen, jedes Mittel der Vertheidigung raubte. Der Franzose wehrt sich gegen Rousseau's

Die Gespräche.

Beredsamkeit mit allerlei Einwendungen. Rousseau folgt ihm in jeden Schlupfwinkel und findet Widersprüche über Widersprüche. Doch der Franzose bleibt dabei, es sei unsinnig, anzunehmen, dass eine ganze Generation aus Schurken und Dummköpfen bestehe, eine Annahme, die man nicht vermeiden könne, wenn man Jean-Jaques für unschuldig hält. Denn Alle, Alle ohne Ausnahme haben ihre Zustimmung zu dem Verfahren gegen Jean-Jaques gegeben, Alle arbeiten eifrig an der Ausführung des Planes.

Schliesslich einigen sie sich dahin, dass nur eigene Prüfung ein Urtheil in der verwickelten Angelegenheit gestatte. Rousseau entschliesst sich, Jean-Jaques aufzusuchen, der Franzose verspricht, dessen Bücher zu lesen.

Das zweite Gespräch (Ueber die natürliche Beschaffenheit und die Gewohnheiten des Jean-Jaques). Nun, mein Herr, haben Sie ihn gesehen? Nun, mein Herr, haben Sie ihn gelesen? Rousseau ergreift das Wort und erzählt, wie Jean-Jaques auf seine schriftliche Erklärung hin, dass er aufrichtig wünsche, ihn kennen zu lernen, ihn freundlich aufgenommen hat und wie sich dann ein Verkehr entwickelt hat, der ihm das eingehendste Urtheil über die Person und die Verhältnisse des Jean-Jaques ermöglichte. Rousseau giebt sein Urtheil vorläufig dahin ab, dass Jean-Jaques ein Mensch vielmehr ohne Bosheit, als von wirklicher Güte sei, eine gesunde, aber schwache Seele, die die Tugend mehr anbete als ausübe, die innig das Gute liebe, ohne doch viel davon zu thun. Verbrecherische Nei-

Die falschen Bilder.

gungen seien ihm ebenso fremd wie der Hass. Das Uebrige lasse sich nicht in der Kürze sagen, denn dieser Mensch gleiche keinem von denen, die Rousseau kennen gelernt hat, er fordere eine eigene Analyse. Zunächst ist Rousseau sehr erstaunt darüber gewesen, dass Jean-Jaques so gar nicht den Bildern gleicht, auf denen er dargestellt ist. Er erwartete einen schrecklichen Cyclophen nach Ramsay zu finden, oder einen gesichterschneidenden Hansnarren nach Fiquet. Statt dessen zeigte sich ein kleiner alter Mann mit geneigtem Kopfe, mit unregelmässigen, aber nicht unangenehmen Zügen, mit kurzsichtigen tiefliegenden Augen und schrecklichen Zähnen, der im Ganzen wohl den Mentor Emile's darstellen konnte, und durchaus nicht einem Bösewichte gleich. Die Sache mit den falschen Bildern ist nicht bedeutungslos. Es ereignet sich wohl, dass schlechte Bilder bedeutender Männer zum Vorscheine kommen, aber dann stammen sie nicht von grossen Meistern, werden nicht überall hin verbreitet und in allen Zeitungen angekündigt, man hängt sie nicht in allen Salons auf. Es ist ja richtig, dass die Vorstellungen, die sich Jean-Jaques in seiner Verlassenheit bildet, nicht immer der Wirklichkeit entsprechen, dass sie zum Theile aus seiner erregten Einbildung stammen. Aber im Allgemeinen scheint er richtig zu urtheilen. Er nimmt an, dass all sein Unglück durch ein Complot bewirkt wurde, das seit langer Zeit und in grösster Heimlichkeit von wenig Personen geformt wurde. Diese gewannen dann die Grossen, die Schriftsteller, die Aerzte (bei denen es nicht schwer war), alle ein-

20.6.28
9.
früher

Die Gespräche.

flussreichen Leute, alle galanten Damen, alle Behörden und Corporationen für sich. Nichts geschah zufällig, sondern alles, was sich ereignete, war von vornherein bestimmt und verabredet. Es war von Anfang an beabsichtigt, bei der Entehrung des Jean-Jaques so vorzugehen, dass man ihn erst als düster und hassenswerth, später als lächerlich und verächtlich erscheinen liess. Diesem Plane dienten die Bilder, die man anfertigen liess. Man schaffte Jean-Jaques aus Frankreich fort, liess ihn in England abbilden und verbreitete dann das Cyclopengesicht als sein Bild. Als Jean-Jaques nach London gekommen war, hatte der edle Hume nichts eiligeres zu thun, als ihn trotz seines Widerstrebens von dem berühmten Maler Ramsay malen zu lassen. Man setzte ihm eine schwarze Mütze auf, gab ihm einen dunkelbraunen Rock, man postirte ihn an eine dunkle Stelle und zwang ihn, sich stehend mit einer Hand auf einen niedrigen Tisch zu stützen, so dass sich das Gesicht durch die Anstrengung verzerren musste. Es war Jean-Jaques in England unmöglich, das Bild zu Gesichte zu bekommen. Als er es endlich in Frankreich sah, schauderte er. Jedermann lachte ihn deshalb aus, pries das Bild als Meisterwerk und der Stich wurde überallhin verbreitet. Das gute Bild von Jean-Jaques, das früher La Tour angefertigt hatte, war inzwischen unterdrückt worden. Allmählich machte man aus dem gefährlichen, schreckenerregenden Bösewichte einen kleinen lügnerischen Schuft, einen Bummel und Bruder Liederlich. Da nun erschien die Grimasse Fiquet's, die man seit lange in Bereitschaft

25.6.25

Jean-Jaques' wirkliches Wesen.

gehalten hatte. Dies Bild mit seinem gemeinen lächerlichen Ausdrücke entsprach der Vorstellung, die man den Leuten zur Zeit von dem Originale gab. Rousseau gesteht zu, dass dies alles etwas seltsam klinge.

Er beschreibt nun, wie er Jean-Jaques in seiner Häuslichkeit sorgfältig beobachtet hat, und entwirft ein bis in das Kleinste ausgeführtes Bild von Jean-Jaques' Wesen und Thun. Was er für Anlagen mitgebracht hat, wie dieselben entwickelt worden sind, wie er denkt, fühlt und handelt, wie er seinen Tag ausfüllt, was ihm Freude macht, seine Eigenheiten und Liebhabereien, seine Schwächen und seine Fehler, alles wird mit der grössten Genauigkeit geschildert. Es wird hier eine psychologische Selbstschilderung gegeben, die kaum ihres Gleichen hat. Sie ist im Grossen und Ganzen durchaus richtig. Das Bild ist nicht geschmeichelt, im Gegentheile erscheint in ihm Jean-Jaques mehr als harmloser, denn als bedeutender Mann. Ueberschätzungsvorstellungen sind kaum vorhanden. Nur wird immer und immer wieder betont, dass Jean-Jaques anders sei als alle anderen Menschen. Es besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen diesen Schilderungen und jenen der Bekenntnisse oder der Briefe an Malesherbes.

Auf den Einwurf des Franzosen, dass sehr viele scharfsinnige und vortreffliche Leute, die Jean-Jaques gekannt und mit ihm verkehrt haben, zu ganz anderen Ergebnissen gekommen seien als Rousseau, erwidert dieser, hier liege in der That ein Räthsel vor. Er könne es nicht lösen, er könne nur diese und jene Vermuthung aufstellen. Es giebt, meint er, geistige Epi-

Die Gespräche.

demieen, die wie durch Ansteckung einen Menschen nach dem anderen ergreifen. Die Leute denken nicht gern selbst, sondern nehmen lieber Anderer Meinung an, besonders wenn diese ihren Neigungen schmeichelt. Ist einmal eine Meinung gebildet, sei es für oder wider, so wächst sie von selbst, und der Einzelne eignet sie sich ohne weitere Prüfung an. So ist es auch mit Jean-Jaques gegangen. Durch das geschickte Verfahren seiner Feinde ist er zu einem Gegenstande des allgemeinen Widerwillens geworden, und nun ist Niemand geneigt oder befähigt, ihn unbefangen zu beurtheilen. Die allgemeine Abneigung gegen die harte Wahrheit seiner Schriften machte es den Leuten leicht, auch seine Person zu verurtheilen. Gewiss sind die Meisten klaren Sinnes und gerecht, aber in dieser Sache ist ihr Blick umflort und sie sind wahnbethört. Freilich handelt es sich nicht um blosse Abneigung, sondern um allgemeine thätige Feindseligkeit gegen Jean-Jaques. An dieser kann gar kein Zweifel sein. Schon die Miene, mit der man ihn ansieht, wenn er über die Strasse geht, verräth nur zu deutlich die feindliche Gesinnung, von der die gegenwärtige Generation gegen ihn erfüllt ist. Thun sich auch zuweilen die Leute, die ihm begegnen, Gewalt an, jene Gesinnung dringt doch durch und wird selbst gegen ihren Willen bemerkbar. Sieht man die plumpe Hast, womit sie, Maulaffen feil haltend, stehen bleiben, sich umdrehen, ihn anstarren, ihm folgen, hört man das spöttische Geflüster, das die unverschämten Blicke auf ihn hinlenkt, so sollte man sie für eine Schaar von Banditen halten, die hocherfreut, das

Die kleinen Feindseligkeiten.

Opfer in ihrer Gewalt zu haben, sich ein Vergnügen daraus machen, es zu beschimpfen. Tritt er ins Theater, augenblicklich ist er von erhobenen Armen und Stöcken dicht umschlossen, und es lässt sich denken, wie behaglich es ihm in solcher Presse wird. Will man ihn mit Gewalt festhalten? Nein. Sobald er die Umzingelung durchbrechen will, gelingt es ihm. Man umschliesst ihn nur um des Spasses willen, ihn gleichsam in einem Käfig eingeschlossen zu sehen, und weil er merken soll, dass alle sich als seine Häscher und Aufpasser wohlfühlen. Geschieht es etwa aus Wohlwollen, dass man nicht verfehlt, auf ihn zu spucken, so oft er in geeigneter Entfernung vorübergeht? Alle Beweise des Hasses, der Geringschätzung, selbst der erbitterten Wuth, die man einem Menschen geben kann, ohne bis zu einer offenen Beleidigung zu gehen, werden ihm von allen Seiten im reichsten Maasse geboten. Während man ihn mit faden Schmeicheleien überhäuft und ihm die kleinen süsslichen Aufmerksamkeiten, die man hübschen Weibern erweist, darzubringen scheint, würde man ihn, sobald er wirklicher Hilfe bedürfte, mit Freude umkommen sehen, ohne auch nur den Finger zu rühren. Neulich begegnete es ihm, in der Strasse St. Honoré einen gefährlichen Fall zu thun. Man eilt herzu. Aber sobald man Jean-Jaques erkennt, zerstreut sich Alles, die Vorübergehenden setzen ihren Weg fort, die Kaufleute gehen in ihre Läden zurück, und er würde in diesem Zustande allein geblieben sein, wenn ihn nicht ein armer Krämer, der noch unerfahren und schlecht unterrichtet war, zu einer Bank geführt, und

Die Gespräche.

eine Magd, die ebensowenig zu den Philosophen gehörte, durch ein Glas Wasser erquickt hätte. Man schmeichelt ihm, um ihn zu verspotten. Man drängt sich zu ihm, um ihn durch allerhand Andeutungen zu beleidigen. Man schickte ihm Einladungen über Einladungen, und wenn er in ein Haus ging, was er nicht mehr thut, so entfernte man die Tochter des Hauses, damit diese nicht der Brutalität seiner Reden und Manieren ausgesetzt sei.

Alle diese Umstände zeigen, dass man in Jean-Jaques nicht sowohl einen Bösewicht als einen Feind erblickt. Jenem würde man aus dem Wege gehen, man würde es verschmähen, sich mit ihm zu beschäftigen. Diesen aber verfolgt man mit unermüdlichem Hasse. Man sucht ihn mit dem grössten Eifer auf, um an ihm der Rache genugzuthun. Man überbietet einander in dem Bestreben, Jean-Jaques zu hintergehen, ihn in verborgene Schlingen zu verstricken, ihm seine Feinde zu verbergen und ihn jedes Mittels zur Rechtfertigung zu berauben. Man zittert bei dem Gedanken, dass er sich vertheidigen könnte. Man beobachtet, umspäht ihn mit der grössten Sorgfalt, um ein solches Unheil abzuwenden. Man überwacht Jeden, der in seine Nähe kommt. Selbst seine Gesundheit giebt Grund zur Sorge. Man fürchtet, dass ein so rüstiges Alter die Anklage schändlicher Krankheit widerlegen möchte. Man fürchtet auch, dass er doch zu Worte kommen könnte. Das aber wäre geradezu ein öffentliches Unglück, eine Niederlage für die Gelehrten, die Aerzte, die Grossen, kurz für Jedermann.

Die Verdächtigung des Schriftstellers.

Wie war es möglich, dass Jean-Jaques' persönliche Feinde, deren Hass ja begreiflich ist, die unbetheiligte Menge zu Theilnehmern ihrer Leidenschaft machen konnten? Sie begannen damit, die Grundsätze, die Jean-Jaques in seinen Schriften vertreten hatte, zu entstellen, den strengen Republikaner in einen ruhelosen Aufwiegler, seine Liebe zur geordneten Freiheit in einen Hang zur zügellosen Anarchie, seine Achtung vor den Gesetzen in Widerwillen gegen die Machthaber zu verkehren. Sie klagten ihn an, die ganze gesellschaftliche Ordnung umstürzen zu wollen, weil ihn die Missbräuche empörten, die man unter diesem Namen zum Verderben der Menschen unantastbar zu machen sucht. Zugleich wurden die harten Wahrheiten, die er allen Ständen gesagt hat, geschickt benutzt, um diese alle gegen ihn aufzubringen. Man sagte den Angehörigen der einzelnen Stände, dass er sie persönlich missachte, man deutete seine allgemein gehaltenen Vorwürfe als Anklagen gegen die Einzelnen und legte ihnen die boshaftesten Beziehungen unter. So gelang es, die Eigenliebe Aller gegen ihn zu erregen, und die einmal erwachte Feindseligkeit pflanzte sich dann von Familie zu Familie, von Geschlecht zu Geschlecht fort. Sie wird gleichsam ein angeborenes Gefühl, das sich bei den Kindern durch die Erziehung, bei den jungen Leuten durch die öffentliche Meinung befestigt. Auch lässt sich nicht verkennen, dass die Generation, in der Jean-Jaques gelebt hat, ihn im Allgemeinen weit weniger hasst als das nachfolgende Geschlecht. Seine Feinde haben sich eben besonders bemüht, die Jugend

Die Gespräche.

gegen ihn einzunehmen. Sie konnten es, denn die Philosophen beherrschen alles. Sie geben den Kindern ihre Erzieher, den Vätern ihre Secretäre, den Müttern ihre Vertrauten. Alles geschieht in den Familien nach ihrer Anweisung. Sie leiten im Geheimen die Schulen und arbeiten im Sinne ihrer Gegner, der Jesuiten, indem sie an die Stelle der kirchlichen die philosophische Unduldsamkeit setzen.

In einer anderen Zeit würde es wohl nicht möglich gewesen sein, eine so allgemeine Erbitterung hervorzurufen. Aber die gegenwärtige Zeit ist recht eigentlich eine Zeit des Hasses und des Uebelwollens. Der rücksichtslose Egoismus ist von der Philosophie auf den Thron gesetzt worden, und diese bequeme Lehre hat sich die Jugend mit grossem Eifer angeeignet. Mit derselben Herrschsucht, die die Philosophen in ihren Schriften zeigen, treten ihre Jünger im Leben auf. Aus jenen Schriften hat sich Galle in die Herzen der Schüler ergossen. Alle treibt der Hass, es giebt keine Milde, keine aufrichtige Zuneigung mehr. Diese allgemeine Neigung zur Missgunst kam Jean-Jaques' Feinden zu Statten. Sie hätten sogar der allgemeinen Zustimmung sicher sein können, wenn sie ihn offen angegriffen und verfolgt hätten. Doch hätten sie in einem raschen Verfahren nicht genügende Befriedigung ihrer Rache gefunden. Auch scheuten sie sich davor, sich bloss zu stellen. Sie haben daher ein anderes Verfahren eingeschlagen, das ihrer Absicht besser entspricht. Ihr Meisterstück besteht darin, dass sie die Vorsichtmaassregeln, die sie zu ihrer eigenen Sicherheit anwandten,

Die gutgläubigen Verfolger.

als Schonung für ihr Opfer erscheinen liessen. Ein Firniss von Humanität deckt das schwarze Complot und verleitet das Publikum gänzlich, so dass ein Jeder sich beeilt, an dem guten Werke mitzuarbeiten. Jeder sagt sich: Ach, wie edelmüthig bin ich, denn ich verleumde ihn zu seinem Besten, ich beschimpfe ihn aus zarter Rücksicht.

Endlich ist in Betracht zu ziehen, dass doch sehr Viele, die sich an Jean-Jaques' Verfolgung betheiligen, nicht recht wissen, was sie thun. Die geschickten und mächtigen Urheber der Verfolgung haben nur wenige Personen in ihre Pläne eingeweiht. Die Meisten erfahren nur soviel, wie gerade nöthig ist, um ihre Mitwirkung zu erlangen. Es giebt vielleicht nicht zehn Personen, die das ganze Gewebe durchschauen, und von diesen zehn kennen höchstens drei ihr Opfer genau genug, um sicher zu wissen, dass sie einen Unschuldigen anschwärzen. Das Geheimniss des ersten Complotes besitzen nur zwei Männer, die zu schweigen wissen [Grimm und Diderot]. Die übrigen Mitschuldigen täuschen sich und glauben wirklich, dass Jean-Jaques ein Bösewicht sei. Drei Viertel der Verfolger würden sich an dem Treiben nicht betheiligen, wenn sie über seinen schändlichen Zweck besser unterrichtet wären. Jean-Jaques selbst weiss sehr wohl einen Unterschied zu machen zwischen der Canaille, der er in Motiers, in Trye und in Monquin überliefert war, und den Männern von Verdienst, die mehr getäuscht als verführt, zwar zu tadeln, aber auch zu beklagen sind. Gar manche mögen wohl im Stillen die Misshandlung

Die Gespräche.

Jean-Jaques' verurtheilen und nur deshalb nicht hervortreten, weil sie sich nicht nutzlos blossstellen wollen.

Die Vorwürfe, die gegen Jean-Jaques erhoben werden, sind theils unsinnig und aus der Luft gegriffen, theils auf falsch ausgelegte Thatsachen begründet. Das erste gilt von den Anklagen der Giftmischerei, der Nothzucht, der Brutalität, der Ausschweifung, der cynischen Frechheit, der niedrigen Schuftereien. Das andere gilt von den Behauptungen, Jean-Jaques sei schroff, hochmüthig, rücksichtslos, er verschliesse seine Thüre allen Fremden, besonders den schmeichlerischen und thränenreichen Quidam's und den unerzogenen Lümmeln. Diese letzteren Vorwürfe veranlassen Rousseau zu einer längeren Auseinandersetzung. Rousseau ist selbst oft Zeuge davon gewesen, wie Jean-Jaques Besucher kurz und unfreundlich abfertigte. Ein kluger Heuchler würde anders gehandelt haben, Jean-Jaques aber weiss, dass fast Alle, die zu ihm kommen, die Ehrenhaftigkeit vor der Thüre lassen und ihn mit Schmeicheleien, mit Zudringlichkeiten aller Art betrügen und dann auszuhorchen suchen. Jean-Jaques weiss, dass sie alle zum Complot gehören, obwohl keiner es eingesteht, und doch lässt er sich noch oft genug von seiner thörichten Gutmüthigkeit verleiten, neue Verbindungen einzugehen. Er hofft, dass seine Geradheit und sein Freimuth endlich die steinernen Herzen öffnen werden, bis neue bittere Erfahrungen ihn überzeugen, dass alles umsonst ist. Dann beschliesst er, allem Verkehre zu entsagen und sich nicht durch falsche Höflichkeit den Verräthern gleichzustellen. Früher war er anders. Er

Die Irreführung der kleinen Leute.

gab sich Allen hin und wurde von Allen geliebt. Ueberall, wo er früher gewohnt hat, haben die Bewohner des Ortes ihn mit Bedauern scheiden sehen, sogar in England weinte die Bevölkerung Wootton's bei seinem Abschiede. Aber die Herren und Damen vom Complot haben sich bemüht, die Erinnerung an all das auszulöschen, und es ist ihnen gelungen. Z. B. in Montmorency, wo man mit aufrichtiger Zuneigung, ja Verehrung an ihm hing, will niemand mehr etwas von ihm wissen, dank bestimmten Personen und den Vätern vom Oratorium, die, man weiss nicht warum, zu den eifrigsten Anhängern der Liga gehören.

Am bittersten ist es für Jean-Jaques, dass man ihm die Möglichkeit geraubt hat, sich seinen Mitmenschen nützlich zu erweisen. Die Bedürftigen lässt man nicht zu ihm, Denen aber, die sich zu ihm drängen, kann er nicht glauben. Ihre Mienen, ihre bald kriechende, bald unverschämte Art und Weise zeigen zu deutlich, wess Geistes Kind sie sind. Ebenso wenig sind die unzähligen Briefe, die er erhält, aufrichtig. Sie strotzen von hohlen Declamationen und schliessen mit der Versicherung, dass der Absender sich umbringen werde, wenn er nicht bald eine befriedigende Antwort erhält. Giebt er ein Almosen: der Gleissner! Giebt er keins: der herzlose Mensch!

Jean-Jaques trägt unendlich schwer an seinem Schicksale, denn die Barbaren, die ihn quälen, wissen, wo er verwundbar ist, und treffen ihn da. Das eigentliche Ziel der Herren vom Complot ist, ihn allmählich zur Verzweiflung zu bringen, ihn unter dem Scheine

Die Gespräche.

der Theilnahme und des Mitleids so lange zu peinigen, bis er sie von ihm befreit. Denn trotz des dreifachen Gürtels von Finsterniss, mit dem sie ihn umgeben haben, fürchten sie ihn. Selbst ein Ende zu machen, davor scheuen sie sich offenbar, sei es, dass sie fürchten, es möchte herauskommen, sei es, dass sie sich doch noch Skrupel machen, sei es, dass sie das Vergnügen, ihn zu quälen, nicht zu früh verlieren wollen. Das aber ist sicher, dass sie ihn zwingen wollen, durch eigene Hand zu sterben. Sie wissen, wie sehr sein Herz nach Liebe und Freundschaft verlangte: sie haben ihm keinen Freund gelassen. Sie wissen, dass er den Ruhm gering, die Ehre über alles schätzte: sie haben seinen Geist gepriesen und seinen Charakter geschmäht. Sie wissen, wie er offen bis zur Unbedachtsamkeit und Feind jeder Geheimthuerei war: sie haben ihn mit Geheimniss, Verrath, Lüge und Falschheit umgeben. Sie wissen, wie sehr er sein Vaterland liebte: sie haben ihn gezwungen, es zu hassen. Sie wissen, wie sehr er es beklagt, ein Schriftsteller gewesen zu sein: sie schicken unter seinem Namen Dutzende von Schundschriften in die Welt. Sie wissen, wie sein Herz für das arme Volk schlug: sie haben ihn dem Volke zum Greuel gemacht. Mit stillen, aber blutigen Beleidigungen, mit grausamen und höhnischen Blicken, mit Flüstern und Zischeln haben sie ihn aus jeder Gesellschaft, aus dem Theater, dem Café, von den öffentlichen Spazierwegen verjagt. Sie wollen ihn zwingen, dass er seine Wohnung nicht mehr verlässt, wo ihn ihre Knechte bewachen, bis ihm das Leben unerträglich

Ueber den Geist der Schriften des Jean-Jaques.

lich wird. Sie haben aber vergessen, dass das Bewusstsein seiner Unschuld ihn aufrecht erhält, und dass er zu entsagen weiss. Trotz Alter und Unglück hat sich seine Gesundheit befestigt, und die Ruhe der Seele scheint ihn zu verjüngen. Obwohl ihm keine Hoffnung bleibt, war er doch nie weiter von der Verzweiflung entfernt, als eben jetzt.

Das dritte Gespräch (Ueber den Geist der Schriften des Jean-Jaques. Schluss). Während im zweiten Gespräche der Franzose sich auf kurze Einwände und Bemerkungen beschränkt hat, ergreift er im dritten Gespräche das Wort und berichtet über den Eindruck, den des Jean-Jaques Schriften inzwischen auf ihn gemacht haben. Er erklärt, dass er sich über Jean-Jaques' Schicksal gar nicht mehr wundere, denn er habe alle Stände durch seine Ausfälle im höchsten Grade gereizt. Der Franzose hat die schlimmsten Stellen ausgezogen und liest sie Rousseau vor. Da ist alles zusammengestellt, was Jean-Jaques gegen die Schriftsteller, gegen die Aerzte, gegen die Grossen und Reichen, gegen die Damen, gegen die Engländer geschrieben hat. Ueber die Aerzte z. B. hat Jean-Jaques etwa Folgendes gesagt. „Ein hinfälliger Körper schwächt den Geist. Daher die Macht der Medicin, einer Kunst, die den Menschen viel mehr schadet als alle die Uebel, die sie zu heilen behauptet. Ich für meinen Theil weiss nicht, von welcher Krankheit uns die Aerzte heilen, aber ich weiss, dass sie uns arge Uebel bereiten: Feigheit, Kleinmuth, Todesfurcht. Wenn sie den Leib heilen, tödten sie den Muth. Was liegt daran, dass sie Leich-

Die Gespräche.

namen auf die Beine helfen? Wir brauchen Männer, und solche sieht man nicht aus ihren Händen hervorgehen. Die Medicin ist bei uns in der Mode und das ist natürlich. Sie bietet den faulen Leuten Unterhaltung, die nicht wissen, wie sie die Zeit todt schlagen sollen, und sie deshalb zu ihrer Conservirung verwenden. Wären sie unglücklicher Weise als Unsterbliche geboren worden, sie wären die elendesten aller Wesen. Ein Leben, dessen Verlust sie nie zu fürchten brauchen, wäre für sie ohne allen Werth. Diese Leute bedürfen der Aerzte, die sie erschrecken, um ihnen zu schmeicheln, und die ihnen täglich das einzige Vergnügen verschaffen, dessen sie fähig sind, nämlich das, nicht todt zu sein . . .*) In der Medicin machen die Menschen denselben Fehlschluss, den sie in der Philosophie machen: sie nehmen an, dass eine Krankheit, die behandelt wird, geheilt werde, und dass eine Wahrheit, die gesucht wird, gefunden werde. Sie sehen nicht ein, dass auf eine Heilung, die der Arzt bewirkt, hundert Todesfälle kommen, an denen er Schuld ist, und dass der Nutzen einer Wahrheit aufgewogen wird durch den Schaden des gleichzeitigen Irrthums. Die Wissenschaft, die belehrt, und die Medicin, die heilt, sind ohne Zweifel vortrefflich, aber die Wissenschaft, die täuscht, und die Medicin, die tödtet, taugen nichts. Lehrt uns sie unterscheiden! Darauf kommt es an. Könnten wir auf die Wahrheit verzichten, so wären wir niemals die Narren der Lüge, und wollten wir nicht

*) De te fabula narratur!

Die Anklagen gegen die Aerzte.

wider die Natur geheilt sein, so würden wir nicht durch die Hand des Arztes sterben. In beiden Fällen würde man durch Entsagung gewinnen. Ich bestreite nicht, dass die Medicin einzelnen Menschen Nutzen bringe, aber ich behaupte, dass sie dem menschlichen Geschlechte im Allgemeinen schädlich sei. Man wird mir entgegnen, wie man zu thun pflegt, dass der Arzt irrt, die Medicin selbst aber unfehlbar ist. Ganz vortrefflich! Aber möchte sie dann doch ohne den Arzt kommen, denn, wenn beide kommen, ist von dem Irrthume des Künstlers hundertmal mehr zu fürchten, als von der Hilfe der Kunst zu hoffen. . . . Lebe der Natur gemäss, sei geduldig und schicke die Aerzte fort. Du wirst dem Tode nicht entgehen, aber du wirst ihn nur Einmal fühlen, anstatt, dass jene ihn dir täglich in die verstörte Seele tragen, und dass ihre lügenerische Kunst dein Leben nicht sowohl verlängert als verbittert. Ich frage immer, welchen wirklichen Nutzen diese Kunst den Menschen gebracht habe. Ja! Einige, von denen, die sie heilt, würden sterben, aber Tausende, die sie tödtet, würden am Leben bleiben. Verständiger Mann, setze nicht in diese Lotterie, welche mehr Niete als Gewinne hat. Leide, stirb oder werde gesund, aber vor Allem lebe bis zu deiner letzten Stunde.“

Rousseau erwidert dem Franzosen, dass Jean-Jaques wohl Verfolgung erwartet habe wegen seines rücksichtslosen Freimuthes, nicht aber die Schmach, die ihn betroffen hat. Auch sei des Jean-Jaques Schicksal sicher nicht eine Wirkung seiner Schriften, sondern persönlichen Hasses. Es handelt sich um einen

Die Gespräche.

Plan, der schon entworfen wurde, ehe Jean-Jaques berühmt war, um das Werk eines höllischen, aber scharfen Geistes, in dessen Schule der Verfolger Hiob's sich in der Kunst, unglücklich zu machen, hätte vervollkommen können. Wäre dieser Mann [Grimm] nicht geboren worden, so hätte Jean-Jaques trotz der Kühnheit seiner Schriften ein zwar unglückliches, aber ruhmvolles Leben geführt. Ein so entsetzliches Unternehmen, wie das gegen Jean-Jaques ins Werk gesetzte, hätte auch Die, die an der Ausführung mit dem grössten Eifer theilnehmen, nicht eronnen. Das französische Volk, obwohl es Jean-Jaques mit Schimpf und Schande überhäuft, ist solcher Bosheit nicht fähig.

Das möge nun so oder so sein, meint der Franzose, auf jeden Fall seien des Jean-Jaques Schriften der Art, dass der allgemeine Hass gegen ihn sehr begreiflich werde. Die Wunden, die seine Aeusserungen schlagen, schliessen sich nicht. Der Franzose kann auch daran nicht zweifeln, dass Die, die sich als Jean-Jaques' Gönner und Freunde bezeichnen, obwohl auch sie bis ins Herz getroffen wurden, Heuchler und Betrüger sind. Ihr hinterhältiges Benehmen hat sie ihm längst verdächtig gemacht, ihr auf die Lüge gegründetes System hat sein früheres Vertrauen zu ihnen erschüttert. Er sieht jetzt ein, dass sie ihn betrogen haben, dass sie ihm von Jean-Jaques' Schriften eine ganz falsche Vorstellung beigebracht haben. Er glaubt daher das, was sie ihm über Jean-Jaques' Person gesagt haben, nicht mehr und hält die Schilderung, die Rousseau ihm

Nutzlosigkeit der Hilfe-Versuche.

entworfen hat, für die richtige. Der Mensch, den Rousseau beschreibt, und die Schriften, die er selbst gelesen hat, stimmen zusammen. Dies führt er im Einzelnen aus und er schliesst mit dem Bedauern darüber, dass er früher Jean-Jaques ungerecht beurtheilt hat.

Rousseau ist über des Franzosen Bekehrung sehr erfreut und fordert ihn auf, mit ihm zu Jean-Jaques zu gehen. Jean-Jaques muss wissen, wessen man ihn beschuldigt, damit er seine Unschuld darthun könne.

Davon aber will der Franzose nichts hören. Er wolle sich nicht opfern für Jemand, dem nicht mehr zu helfen sei. Jean-Jaques darf keine Hoffnung hegen, ihn würde selbst ein Engel des Himmels vergeblich zu retten suchen. Seine Verfolger haben die Zeit und die Mittel gehabt, sich für alle Fälle vorzusehen; was immer geschehen mag, der Erfolg ihres Unternehmens ist gesichert. Die Urheber des Complotes, an dessen Ausführung sich alle Stände ohne Ausnahme betheiligen, haben soviel Mühe, Sorgen, Arbeit, Zeit, Ausgaben aufgewendet, dass, wenn sie nur die Hälfte davon für einen guten Zweck verwendet hätten, sie mit geringeren Kosten unsterblichen Ruhmes theilhaft geworden wären. [Zu diesem Satze gehört eine Fussnote: „Man wird mir sicherlich vorwerfen, dass ich mir übertriebene Wichtigkeit beilege. Ach, wenn ich in den Augen der Anderen keine grössere hätte als in den meinigen, so wäre mein Schicksal weniger beklagenswerth.“] Da Richter und Zeugen zum Complot gehören, würde selbst eine öffentliche Vertheidigung dem Jean-Jaques nichts nützen.

Die Gespräche.

Rousseau muss das zu seinem Bedauern zugeben. Auch weiss er, dass Jean-Jaques die Hoffnung, sich vor seinen Zeitgenossen gerechtfertigt zu sehen, längst aufgegeben hat. Er hegt kaum noch den Wunsch, dass die allgemeine Meinung sich ändern möge. Nachdem sie solange Vergnügen daran gefunden haben, ihn unter barbarischen Liebkosungen zu beschimpfen, könnten die Beweise ihrer Achtung keinen Werth mehr für ihn haben. Nie könnte er ihre Treulosigkeit und Falschheit, ihre Ungerechtigkeit und Gemeinheit vergessen. Mögen sie fortfahren, ihn zu hassen und zu schmähen. Es liegt ihm wenig daran, und es würde ihn noch weniger kümmern, wenn er nur Einen Menschen fände, der ihm aufrichtig zugethan wäre. Diesen Trost will Rousseau dem Unglücklichen gewähren, und er hofft, dass auch der Franzose sich dazu entschliessen werde. Stehen sie Beide ihm zur Seite, so mögen die Verfolger immerhin triumphiren, Jean-Jaques wird durch der beiden Freunde Achtung für die Geringschätzung der Welt entschädigt sein. In Wirklichkeit bedauert Jean-Jaques seine Feinde und hält sie für unglücklicher als sich selbst. Sie haben die Ruhe ihres Lebens dem Hasse geopfert und in der Angst, entlarvt zu werden, leben sie dahin. Jean-Jaques aber hat sich den Frieden seiner Seele bewahrt, er fürchtet nichts mehr, kein Angriff kann ihn aus seiner Gelassenheit bringen. Auch zweifelt er nicht, dass die Zeit endlich die Lüge aufdecken und der Wahrheit zu ihrem Rechte verhelfen werde. Aber er verlangt nicht, dass es während seines Lebens geschieht, noch dass seine Verfolger bestraft

Die Hoffnung auf die Zukunft.

werden. Nur dass es überhaupt geschieht, ist nöthig, denn sonst würde sein Schicksal den Bösen als Beispiel dafür dienen, dass die Ehre jedes Unschuldigen ihnen preisgegeben ist, und die Menschen würden an der Gerechtigkeit verzweifelnd zu Dämonen werden, die einander quälen und zerfleischen. Eine Zeit wird kommen, zu der man vor dem Jahrhundert, in dem Jean-Jaques lebte, eben den Abscheu hegen wird, den dieses Jahrhundert ihm bezeugt, und zu der das Complot, dessen Urheber gleich dem Herostrat unsterblich sein wird, erkannt werden wird als ein Meisterstück des Genies und mehr noch der Bosheit.

Der Franzose wünscht zwar auch, dass die Ehre Jean-Jaques' wiederhergestellt werde, aber er wagt nicht, es zu hoffen. Dass die Zeit die Wahrheit immer an den Tag bringe, ist in keiner Weise bewiesen. Wer das Complot genauer kennt, wird wenig von der Zukunft erwarten. Die Liga ist zu stark, zu zahlreich, zu eng verbunden, als dass sie sich leicht auflösen sollte. So lange sie aber besteht, wird Niemand wagen, ihr nur der Gerechtigkeit wegen untreu zu werden. Die Leiter des Ganzen sind unablässig thätig, sie bringen alles in Schick, sie beseitigen alle Widersprüche. Sie arbeiten eifrig an einer umfassenden Sammlung der lügenhaften Anekdoten, die über Jean-Jaques erzählt werden; sie soll nach seinem Tode erscheinen. Erfindet nur immer, sagen sie zu den untergeordneten Glieder der Liga, wir arrangiren dann alles und bilden aus euren Geschichtchen eine dauerhafte Geschichte mit soviel Kunst und Geschicklichkeit, dass

Die Gespräche.

die öffentliche Meinung für alle Zeiten festgelegt sein wird. Zugleich lassen sie es sich angelegen sein, zu verhindern, dass etwa der Eindruck seiner Schriften den Jean-Jaques bei der Nachwelt zu Ehren bringen könnte. Sie können zwar diese unbequemen Zeugnisse nicht vernichten, aber sie fälschen sie geradezu. Jean-Jaques hat jedes seiner Bücher nur in einer Ausgabe erscheinen lassen. Diese wenigen Stücke werden mit der Zeit verschwinden, und die Fälschungen werden ihren Platz einnehmen. Man hat schon versucht, Jean-Jaques dadurch zu kirren, dass man Buchhändler mit glänzenden Anerbietungen zu ihm schickte, um ihn zu neuen Ausgaben zu bestimmen. Das Publikum würde dann glauben, eine vom Verfasser autorisirte Ausgabe vor sich zu haben, in Wirklichkeit aber würden, ohne dass Jean-Jaques es merkte, nur gefälschte Schriften verbreitet werden. Jean-Jaques hat alle diese Anerbietungen abgelehnt, sei es aus Trägheit, sei es, weil er Wind von der Sache bekommen hatte. Nun geht man ohne seine Zustimmung vor. Wie man sagt, soll eine neue Ausgabe seiner Schriften mit schönem Drucke auf schönem Papier in Brüssel erscheinen. Man wird in ganz Europa ihre Genauigkeit und Treue rühmen, aber sie wird den echten Schriften Jean-Jaques' gleichen, wie etwa das von Freund Hume bestellte Bild ihm glich. Kurz, die Liga wird auch nach dieser Seite hin ihren Zweck erreichen. Das Beste, was man Jean-Jaques rathen kann, ist, nichts zu sagen und nichts zu thun. Er soll sich durch kein Zureden, durch keine Anerbietungen bewegen lassen, in irgend ein Unternehmen

Die Verfälschung der Schriften.

einzutreten, denn alles wird ihm zum Schaden gereichen. Er hat z. B. die Schrift über Polen auf den dringenden Wunsch des Grafen Wielhorski hin rein im Interesse der guten Sache geschrieben. Er hält den Grafen auch jetzt noch für einen Ehrenmann, obwohl er bei einer Unterredung, in der der Graf ihm mittheilte, dass ein gehässiger Artikel über ihn erschienen sei, aus dem Blicke des Grafen erkannte, er halte ihn, Jean-Jaques, für den Verfasser. Aber wenn Rousseau wüsste, durch wen, für wen und zu welchem Zwecke in Wirklichkeit jene Schrift verlangt worden ist, welchen Gebrauch man von ihr gemacht hat (sie ist in die Hände d'Alembert's gefallen) dann würde er zugeben, dass Jean-Jaques besser gethan hätte, das gute Werk nicht zu unternehmen. Es ist der gegenwärtigen Zeit ein methodischer Geist eigen. Die öffentliche Meinung, die früher hin und her schwankte, wird, seitdem die philosophische Secte sich mit den Machthabern verbündet hat, nach bestimmten Zielen geleitet. Sie haben Jean-Jaques benutzt, um an ihm ihre Macht zu erproben, und der glänzende Erfolg hat sie gelehrt, dass sie die Herren der Gesellschaft sind. Sie haben die Jesuiten vertrieben und herrschen nun in deren Geiste. Ihr intoleranter Atheismus hat alle Köpfe unterjocht. Niemand fürchtet sich mehr vor dem anderen Leben und niemand wird sich deshalb Gewissensbisse über Jean-Jaques' trauriges Schicksal machen.

Rousseau will noch nicht alle Hoffnung aufgeben. Da der Franzose bekehrt worden ist, sind auch andere Bekehrungen möglich. Jean-Jaques selbst denkt nicht

Die Gespräche.

so pessimistisch wie der Franzose, er weiss, dass Viele nur getäuscht sind, und dass sie sich, wenn die Wachsamkeit der Leiter des Complotes nachliesse, der Wahrheit öffnen würden. Die sitten- und gewissenlose Gegenwart wird einer besseren Zeit Platz machen. Dann wird die jetzt leichthin entschiedene Frage einer neuen sorgfältigeren Prüfung unterzogen werden, und schliesslich wird die Wahrheit, Jean-Jaques' Unschuld, an den Tag kommen. Bis dahin aber gilt es, vorzuarbeiten, alle möglichen Aufklärungen zu sammeln und so das Werk der Vorsehung anzubahnen. Rousseau fordert den Franzosen auf, mit ihm in der Stille alle geeigneten Beobachtungen zu sammeln, den geheimen Umtrieben der Liga nachzugehen, die eigenen Bemerkungen aufzuzeichnen und so einen Leitfaden für die kommenden Geschlechter vorzubereiten. Sie dürfen dies um so zuversichtlicher thun, als Jean-Jaques nicht zögern wird, ihnen vertrauensvoll sein Herz zu öffnen und ihnen alle Mittheilungen zu machen, die geeignet sind, einzelne dunkle Fragen zu beleuchten.

Diesmal stimmt der Franzose Rousseau bei. Zwar ist auch dieses Unternehmen nicht ohne Gefahr, aber es liegt ihm daran, sein Unrecht gegen Jean-Jaques gut zu machen und er ist deshalb bereit, ihn von Zeit zu Zeit mit der nöthigen Vorsicht zu besuchen. Er weiss, dass alle die Papiere, die Jean-Jaques zu verschiedenen Zeiten mit mehr Vertrauen als Wahl da und dort deponirt hat, in die Hände seiner Verfolger gefallen und zum Theile vernichtet, zum Theile gefälscht worden sind. Sollte Jean-Jaques noch Papiere besitzen,

Die Deponirung der „Gespräche“.

so will er es wagen, sie zu bergen. Das ist alles, was man für Jean-Jaques thun kann.

Es ist auch alles, erwidert Rousseau, was Jean-Jaques verlangt. Die Hoffnung, dass sein Andenken eines Tages zu Ehren kommen werde, ist die einzige, die ihm geblieben ist. Wenn er ausserdem sieht, dass zwei ehrliche Menschen sich seiner annehmen, seine Einsamkeit theilen und ihm dereinst die Augen zudrücken wollen, so werden alle seine Wünsche erfüllt sein.

Als Epilog folgt die „Geschichte der vorhergehenden Schrift“. Rousseau spricht darin wieder in der ersten Person von sich. Er schildert, wie er nach vierjähriger Arbeit „die Gespräche“ beendigt hat und wie er am Ende der peinlichen Arbeit von dem Gedanken gequält wurde, dass er Niemand seine Schrift anvertrauen könne. Zwanzig Jahre der Erfahrung hatten ihn gelehrt, dass er weder Rechtlichkeit, noch Treue von den sogenannten Freunden zu erwarten habe. Insbesondere hat ihn der Verrath des Freundes, dem er die Handschrift seiner Bekenntnisse anvertraut hatte und der das Pfand zu einem Werkzeuge der Verleumdung gemacht hatte [Duclos], empört. Was war danach von den Anderen zu erwarten? Ihnen die Handschrift übergeben, hiess, sie geradenwegs den Verfolgern überliefern. An den Menschen verzweifelnd beschloss Rousseau, sich der Vorsehung allein anzuvertrauen und eine Abschrift seines Werkes auf dem Altar einer Kirche niederzulegen. Um diesen Schritt so feierlich wie möglich zu machen, wählte er den grossen

Der Epilog.

Altar der Kirche Notre-Dame. Vielleicht möchte die Nachricht von seiner Handlungsweise bis zu den Ohren des Königs dringen und diesen veranlassen, sich der Handschrift anzunehmen. Während er die Abschrift anfertigte, legte er sich seinen Plan zurecht. Er wusste, dass am Sonnabend vor dem Hochaltar in Notre-Dame eine Motette gesungen wurde, und dass während dieser Zeit das Chor leer war. Er konnte dann in dieses eintreten und ungehindert bis zum Altar gelangen. Er ging wiederholt in die Kirche, um sich die Oertlichkeit recht genau anzusehen. Endlich war die Abschrift fertig. Rousseau packte sie ein und schrieb auf den Umschlag folgende Worte: „Der Vorsehung übergebenes Depositum. Beschützer der Unterdrückten, Gott der Gerechtigkeit und der Wahrheit, empfangе dieses Depositum, das auf deinen Altar niederlegt und deiner Vorsehung anvertraut ein unglücklicher Fremder, allein, ohne Stütze, ohne Vertheidiger auf der Erde, beleidigt, verhöhnt, verleumdet, verrathen von einer ganzen Generation, seit fünfzehn Jahren das Opfer einer Behandlung, die schlimmer ist als der Tod, und überladen mit bis dahin unerhörter Schmach, ohne doch je die Ursache erfahren zu haben. Jede Erklärung wird mir verweigert, jede Verbindung wird mir abgeschnitten. Ich erwarte von den Menschen, die ihre eigene Ungerechtigkeit erbittert, nichts mehr als Beleidigungen, Lügen und Verrath. Ewige Vorsehung, auf dir ruht meine Hoffnung. Nimm gnädig mein Depositum unter deinen Schutz, lass es in junge und treue Hände kommen, die es ohne Fälschung einer

In Notre-Dame.

besseren Generation überliefern, damit diese mein Schicksal beklage und erfahre, wie von der jetzigen ein Mann behandelt wurde, der ohne Galle und Verstellung war, ein Feind der Ungerechtigkeit, aber geduldig, sie zu ertragen, der niemals Jemand böses gethan, gewünscht oder vergolten hat. Keiner hat, ich weiss es, das Recht, auf ein Wunder zu hoffen, selbst die unterdrückte und verkannte Unschuld nicht. Da Alles früher oder später zur Ordnung zurückkehren muss, genügt es, zu warten. Wenn also meine Arbeit verloren ist, wenn sie meinen Feinden ausgeliefert und von ihnen zerstört oder gefälscht werden soll, wie es unvermeidlich zu sein scheint, so werde ich trotzdem auf deine Hilfe hoffen, ob ich gleich Zeit und Mittel nicht kenne. Nachdem ich, wie es meine Pflicht war, gethan habe, was in meinen Kräften stand, warte ich mit Vertrauen, verlasse mich auf deine Gerechtigkeit und ergebe mich in deinen Willen“. An einem Sonnabend, am 24. Februar 1776, begab sich Rousseau Nachmittags zwei Uhr mit seinem Packet nach Notre-Dame. Als er durch eine der Seitenporten eintreten wollte, fand er sie zu seinem Erstaunen verschlossen. Er trat daher durch eine andere Thüre in das Schiff der Kirche und sah sich nun einem verschlossenen Gitter gegenüber, das ihm den Eintritt zum Chor verwehrte. Als er das Gitter erblickte, fühlte er sich von einem Schwindel ergriffen wie Jemand, den der Schlag rührt, und diesem Schwindel folgte eine solche Umwälzung seines ganzen Wesens, wie er sie noch niemals empfunden hatte. Das ganze Aussehen der Kirche

Der Epilog.

erschien ihm verändert, so dass er zweifelte, ob er wirklich in Notre-Dame sei, und mit Mühe sich zurecht zu finden suchte. In den sechsunddreissig Jahren seines Pariser Aufenthaltes war er sehr oft in Notre-Dame gewesen, stets hatte er den Zugang zum Chore offen gefunden, niemals ein Gitter oder eine Thüre bemerkt. Er war um so erstaunter über die Hindernisse in seinem Wege, als er Niemand von seinem Vorhaben etwas gesagt hatte, und glaubte in der ersten Aufregung, dass der Himmel selbst an dem Werke der menschlichen Ungerechtigkeit Theil nehme. Rasch verliess er die Kirche, entschlossen, sie nie wieder zu betreten, und lief in seiner Erregtheit durch die Strassen, ohne zu wissen, wo und wohin, bis die Ermüdung und die Nacht ihn zwangen, todmatt und ausser sich vor Schmerz nach Hause zurückzukehren. Bald jedoch beruhigte er sich und sagte sich, dass sein Unternehmen eigentlich sehr thöricht gewesen war. Er hatte kein Wunder verlangen wollen, und doch wäre ein solches zum Gelingen nöthig gewesen. Der Gedanke, dass seine Schrift geradenwegs dem jungen Könige zu Händen gekommen wäre, erschien ihm selbst so verrückt, dass er sich wunderte, wie er ihn habe fassen können. Vielmehr würde man die in der Kirche niedergelegte Schrift unausbleiblich seinen grausamsten Verfolgern überantwortet haben. Das Misslingen seines Planes erschien nun Rousseau als eine Wohlthat des Himmels. Es fiel ihm ein, dass einer seiner ältesten Bekannten vor kurzer Zeit nach Paris gekommen war [der Philosoph Condillac]. Das war

Bei Condillac.

offenbar ein Wink der Vorsehung, der ihm den richtigen Depositär zeigte. Jener Mann war zwar Philosoph, Schriftsteller, Akademiker und aus einer Provinz, deren Bewohner nicht gerade für die Redlichsten gelten, doch was konnten solche Vorurtheile bedeuten, da Rousseau von der Rechtschaffenheit seines alten Freundes überzeugt war und der Himmel selbst auf ihn hinwies. Rousseau ging also zu ihm und fand nicht ohne Mühe seine Wohnung. Mit klopfendem Herzen übergab er dem Freunde seine Handschrift, und dieser versicherte, er werde nur einen ehrenhaften Gebrauch von dem Depositum machen, eine, wie es Rousseau schien, sehr überflüssige Erklärung. Vierzehn Tage später besuchte Rousseau den Freund wieder, fest überzeugt, dass der Augenblick gekommen sei, in dem der Schleier von seinen Augen fallen und er auf die eine oder die andere Weise die Aufklärung erhalten werde, die das Lesen seiner Schrift zur Folge haben müsse. Aber nichts von dem, was er erwartete, geschah. Jener sprach von der Schrift, wie von einem literarischen Werke, über das Rousseau sein Urtheil erbeten hätte. Er sprach von Umstellungen, die vorzunehmen seien, um den Stoff besser zu ordnen. Aber er sagte nichts von dem Eindrucke, den die Schrift auf ihn gemacht hatte, noch auch, was er von ihrem Verfasser denke. Dagegen schlug er vor, eine correcte Ausgabe von Rousseau's Werken zu veranstalten, und erbat sich Rousseau's Anweisungen dazu. Dieser Vorschlag, der ihm wiederholt von den Leuten seiner Umgebung gemacht worden war, brachte Rousseau auf den Gedanken, dass

Der Epilog.

der Freund ebenso gesinnt sei wie die Feinde. Er nahm zwar seine Handschrift nicht zurück, wie der Andere vorschlug, aber er bat, sie einem jüngeren Manne zu übergeben, der Rousseau und seine Verfolger überleben und dereinst die Schrift, ohne Jemand zu verletzen, veröffentlichen könnte. Rousseau wollte kein entscheidendes Urtheil über seinen Depositär abgeben, aber er sagte sich, dass er seinen Zweck verfehlt und wahrscheinlich Mühe und Depositum verloren habe. Doch verlor er den Muth nicht. Offenbar hatte er eine unpassende Wahl getroffen. Ein Franzose musste sich ja scheuen, die Ungerechtigkeit seiner Nation zu offenbaren. Ein älterer Mann war zu klug, um für einen Unterdrückten einzutreten. Rousseau hätte gar keinen weniger geeigneten Depositär finden können, als den gewählten. Es galt nun einen neuen Versuch. Als bald begann er eine neue Abschrift anzufertigen. Während er mit dieser Arbeit beschäftigt war, erhielt er den Besuch eines jungen Engländers, der in Wootton sein Nachbar gewesen war. Wie alle Unglücklichen, meint Rousseau, sah er in jedem Ereignisse die ausdrückliche Weisung des Schicksals. Er sagte sich: Hier ist der Depositär, den die Vorsehung gewählt hat. Er ist jung, fremd, ohne Verbindung mit der Liga. Es ist unmöglich, den Finger Gottes nicht zu erkennen. Er gab dem jungen Manne die Abschrift, soweit sie fertig war*), und versprach, den Rest im nächsten Jahre zu

*) [Der Depositär, Brooke Boothby, hat das erste Gespräch 1780 zu London veröffentlicht und eine begeisterte Vorrede dazu geschrieben.]

Das Schreiben an die französische Nation.

liefern, wenn jenen, wie zu erwarten war, die Liebe zur Wahrheit wieder in seine Nähe führen würde. Jedoch, kaum war der Engländer abgereist, als Rousseau sehr bedenklich wurde. Er wusste doch, dass Jeder, der ihn besuchte, von seinen Feinden abgeschickt war. Es war unzweifelhaft: alle Maassregeln waren falsch gewesen, alle Sorgen nutzlos. Nun tauchte ein neuer Gedanke auf, von dessen Ausführung er sich eine bessere Wirkung versprach. Er beschloss, ein an die französische Nation gerichtetes Rundschreiben zu verfassen, davon mehrere Abschriften zu machen und sie auf Promenaden und Strassen an diejenigen Unbekannten zu vertheilen, deren Gesichtsausdruck ihm am meisten zusagte. Das Schreiben war gerichtet: „An jeden Franzosen, der noch Gerechtigkeit und Wahrheit liebt,“ und lautete: „Franzosen! Ehemals lebenswürdige und sanfte Nation, was ist aus euch geworden? Wie habt ihr euch verändert gegen einen unglücklichen Fremden, der allein, auf eure Gunst angewiesen, ohne Stütze, ohne Vertheidiger ist, der aber des letzteren bei einem gerechten Volke nicht bedurfte, gegen einen Mann ohne Verstellung und Hass, einen Feind der Ungerechtigkeit, der sie geduldig erträgt, der seit fünfzehn Jahren von euch durch den Koth der Schmach und Verleumdung geschleppt wird, der sich von Allen um die Wette mit bis dahin unerhörten Unwürdigkeiten überhäuft sieht, ohne jemals auch nur im Geringsten die Ursache erfahren zu haben. Das ist also euer Freimuth, eure Sanftmuth, eure Gastlichkeit? Gebt den alten Namen der Franken auf, er muss euch

Der Epilog.

erröthen lassen. Der Verfolger Hiob's hätte viel von Denen lernen können, die euch in der Kunst, einen Sterblichen unglücklich zu machen, anleiten. Sie haben euch überredet, ich zweifle nicht daran, sie haben euch sogar bewiesen (was ja immer leicht ist, wenn man sich vor dem Angeklagten verbirgt), dass ich alle diese unwürdigen Misshandlungen, die hundertmal schlimmer als der Tod sind, verdiene. In diesem Falle muss ich auf Weiteres verzichten, denn weder erwarte ich, noch wünsche ich von ihnen oder von euch eine Gnade. Das, was ich wünsche, und was mir zum mindesten zukommt nach einer so grausamen und so schimpflichen Verurtheilung, ist, dass man mir endlich sage, welche meine Verbrechen sind, wie und durch wen ich gerichtet worden bin. Warum muss ein so öffentliches Scandal für mich allein ein undurchdringliches Geheimniss sein? Wozu dienen soviel Kniffe, soviel Ränke, soviel Verrath und Lüge, die aufgewendet werden, um dem Schuldigen seine Verbrechen zu verbergen, ihm, der sie besser als jeder andere kennen muss, wenn er sie wirklich begangen hat? Aus Gründen, die ich nicht verstehe, nehmt ihr mir ein Recht, das man noch nie einem Verbrecher vorenthalten hat. Seid ihr entschlossen, den Rest meiner trüben Tage mit Angst, Schmach und Hohn zu füllen, ohne mir zu sagen warum, ohne meine Klagen, meine Gründe anzuhören, ohne mir zu reden zu gestatten, dann will ich statt jeder Vertheidigung mein Herz, das keinen Trug kennt, und meine Hände, die rein von Schuld sind, zum Himmel erheben und bitten, nicht, dass er, grausames Volk,

Das Rundschreiben.

an dir mich räche und dich strafe (ach, möchte er alles Uebel und allen Irrthum von euch nehmen), sondern dass er bald meinem Alter eine bessere Zufluchtstätte biete, wo eure Beleidigungen mich nicht mehr erreichen. Nachschrift. Franzosen, man bethört euch mit einem Wahne, der bei meinen Lebzeiten nicht aufhören wird. Aber wenn ich nicht mehr bin, wenn der Anfall vorüber ist, wenn euer Zorn nicht mehr angefacht wird, und die natürliche Billigkeit wieder zu euren Herzen spricht, dann werdet ihr, hoffe ich, richtiger urtheilen über alle die Thatsachen, Aussagen und Schriften, die man mir zuschreibt, indem man sich höchst sorgfältig vor mir verbirgt, über das, was man euch von meinem Charakter gesagt hat, über das, was man euch mir hat anthun lassen aus Güte für mich. Dann werdet ihr sehr erstaunt sein und dann werdet ihr, weniger als jetzt mit euch zufrieden, den Inhalt dieses Schreibens interessanter finden, als er euch jetzt erscheint. Wenn endlich diese Herren als Gipfel aller ihrer guten Werke die Lebensgeschichte des Unglücklichen, den sie vor Schmerz sterben lassen, veröffentlicht haben werden, diese unparteiliche und getreue Lebensgeschichte, die sie seit langer Zeit mit soviel Heimlichkeit und Eifer vorbereiten, dann werdet ihr, ehe ihr ihren Aussagen und Beweisen Glauben schenkt, prüfen, wo die Quelle so vielen Eifers ist, was der Beweggrund zu so viel Arbeit war, und wie sie sich während meines Lebens gegen mich verhalten haben. Wenn ihr diese Prüfung sorgfältig ausgeführt habt, so möget ihr, ich erkläre es, da ihr einmal über mich

Der Epilog.

richten wollt, ohne mich zu hören, nach ihrem eigenen Werke zwischen ihnen und mir richten.“ Rousseau liess sich die Mühe nicht verdrissen, von diesem Schreiben viele Abschriften anzufertigen. Bei der Vertheilung aber stiess er auf ein neues Hinderniss, das er nicht vorhergesehen hatte. Die, denen er das Schreiben darbot, weigerten sich, es anzunehmen. Er konnte sich nicht denken, dass bei der Aufschrift, die es trug, Jemand wagen werde, es zurückzuweisen. Doch fast Niemand nahm es an. Alle erklärten, nachdem sie die Aufschrift gelesen, mit einer Unbefangenheit, die Rousseau trotz seines Schmerzes zum Lachen brachte, dass das nicht ihre Adresse sei. Sie haben Recht, sagte er, indem er das Schreiben zurücknahm, ich sehe, dass ich im Irrthume war. Es war das einzige aufrichtige Wort, das er seit fünfzehn Jahren aus dem Munde eines Franzosen gehört hatte. Abermals enttäuscht, gab er doch seine Bemühungen noch nicht auf. Wenn ein Unbekannter um die Erlaubniss bat, ihm seine Aufwartung machen zu dürfen, so schickte er ihm eine Abschrift seines Rundschreibens mit dem Bemerken, dass die Gewährung des Wunsches von der klaren und bestimmten Beantwortung des Schreibens abhängen. Auch hatte er immer Abschriften zur Hand, wenn er gelegentlich mit Jemand zusammentraf, der ihm vertrauenswerth zu sein schien. Alle Versuche waren erfolglos. Die unbestimmten, zweideutigen Antworten, die er erhielt, dienten nur dazu, die bodenlose Falschheit der Befragten ausser Zweifel zu stellen. Dieser letzte Misserfolg betrückte ihn weniger als die

Resignation.

vorhergehenden. Er lehrte ihn, dass sein Schicksal unabänderlich sei, dass es zwecklos sei, gegen die Nothwendigkeit anzukämpfen, und dass er Trost nicht draussen, sondern in sich selbst zu suchen habe. Mögen die Menschen denn fortfahren, ihn für einen Schurken und Bösewicht zu halten, er bleibt darum doch der rechtschaffene Mann, der er stets gewesen ist. Er kennt den Werth oder Unwerth der öffentlichen Meinung zu genau, als dass er sich ihrem Joche auf Kosten seiner Seelenruhe unterwerfen sollte. Gelingt es, die kommenden Geschlechter über ihn zu täuschen, so kann ihm auch das gleichgiltig sein. Er wird mit ihnen nicht zu leben haben und nicht das Opfer ihres Irrthums sein. Zu seinem ewigen Heile ist die Anerkennung der Menschen nicht nöthig, und der Himmel hat Mittel, ihn für sein trauriges Loos zu entschädigen. Losgelöst von Allem, was ihn an die Erde und an die Thorheit der Menschen fesselte, fügt er sich darein, für immer verkannt zu sein. In diesem Leben das Opfer des Irrthums und der Lüge sieht er der Stunde seiner Befreiung ruhig entgegen. Nichts, auch die Unruhe der Hoffnung nicht, soll mehr den Frieden seiner Seele trüben. Zwar wird er die erste Regung des Unwillens und der Empörung nie unterdrücken können, aber die Aufregung ist vorübergehend, die Ruhe dauernd. Die Hoffnung ist erloschen, aber das Bewusstsein der Pflicht nicht. Er will sich nicht mehr anstrengen, um die Wahrheit an den Tag zu bringen, aber, solange er lebt, will er Denen die Mittel bieten, die etwa nach der Wahrheit verlangen. Er will den

Der Epilog.

Rest des Lebens, den er noch vor sich sieht, nicht dazu verwenden, möglichst viele Abschriften seines Werkes anzufertigen und sie da und dort niederzulegen, denn das würde doch zu nichts führen. Er wird sich mit einer Abschrift begnügen, aber er wird sie allen Denen mittheilen, von denen er ein halbwegs ehrliches und selbständiges Urtheil erwarten kann. Die Leute werden ihn anhören und ihn dann wohlwollend bedauern, weil er alles so schwarz sehe, was doch so weiss ist. Aber vielleicht wird Einer der Wahrheit zugänglich sein, und den wird er dann an untrüglichen Zeichen erkennen. Den wird er zu seinem Depositär wählen und ihm wird er auch seine übrigen Papiere anvertrauen. Findet sich jedoch ein solcher verständiger Mann nicht, so wird wenigstens der Eine oder der Andere sich nach Rousseau's Tode möglicherweise seiner Mittheilungen erinnern und sie im Interesse der Gerechtigkeit verwerthen.
